

Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 3 (1941)
Heft: 5

Artikel: Mittelland
Autor: Wiedmer, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860523>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mittelland.

Von Emil Wiedmer.

Wenn ich von unserem schweizerischen Mittelland schreibe, so ergeht es mir wie dem Knaben, der seine Heimat schildern soll, in der er geboren wurde und aufwuchs, mit der er vom Vater und von der Mutter, ja von den Grosseltern her und noch weiter hinauf in Freude und Leid, in Blut, Knochen und Geist verknüpft ist. Durch meine Ahnen, durch deren Augen schaue ich in dieses Land. Diese Nähe, diese Vertrautheit gibt eigentlich nicht den richtigen Abstand, um diesen Boden, diesen Menschenschlag, diese Luft und dieses Licht scharf sachlich zu schildern. Die Liebe, die tief innen steckt, ist blind und macht blind, das Glücksgefühl erzeugt einen chaotischen Zustand, der Merkmale wegpült, Grenzen überbordnet und sich schliesslich zu einer Begeisterung steigert, die sich lieber in einem panegyrischen Erguss, in einem Hymnus von explosiver Gewalt entlädt als in einer einigermaßen vernünftigen Darstellung.

Doch beginnen wir nun dort, wo sich vielleicht noch am leichtesten die ruhig überlegende Vernunft einstellt, nämlich mit der Geographie, einem Begriff, der von den Schuljahren her noch soviel Disziplingehalt besitzt, dass sich ihm heute noch auch ein verwilderter Kopf beugt und damit klärt.

Alles das, was zwischen Genfer- und Bodensee, Jura und Alpen liegt, bezeichnet man übereingekommenermassen mit dem Namen schweizerisches Mittelland. Das ist eine ganz stattliche Landschaft, flach und gewellt, hügelig und bergig, aber immer so, dass sie weiss, was sie sich selber schuldig ist. In der Gipfelung fällt es ihr keinen Augenblick ein, mit den majestätischen Alpen in ernstliche Konkurrenz zu treten; dagegen liebäugelt sie auffällig mit dem Jura und erreicht wirklich stellenweise ein Höhenniveau, das im Jura üblich ist, so in erster Linie im Napf.

Dazu kommt das blaue Gesträng und Geäder der Flüsse und Seen, der Bäche und Seelein. Ein besonderes Wunder im übrigen Wunderland drin. Was diese Wasser in ihrer Launenhaftigkeit mit dem Boden einst machten, das kommt heute der Landschaft zugute und macht ihren eigentlichen Reiz aus. Wohl bleibt Wasser immer Wasser, aber es nimmt sich in anderem Rahmen immer anders aus. Es ist mit ihm wie mit dem Menschen. Neben dem Gemeinsamen gibt es derart viel Absonderliches, dass diese Spielarten das Glück des Wechsels ausmachen, denn ohne Nuancen erstickt alles in tödlicher Langeweile. Einige wenige Beispiele: Die Aare, im Mittelland angekommen, besitzt jene Würde, die sich neben der Launenhaftigkeit der Saane und der Sense wie die Gemessenheit eines Vaters neben dem Burschentum ausnimmt. Und die Unwirschheit der Reuss, und die Vornehmheit des Rheins, die ihn schon zum voraus zu seinem Weltruf verpflichtet. Daneben die südlich hellen Silberlichter des Neuenburger- und Bielersees und weiter die Uferidyllyk von Hallwiler- und Sempachersee, um von weiteren Vergleichen zu schweigen.

Und dann die Wälder; der Einfachheit halber sei nur von Buchen und Tannen geredet. Die lichte, frohmütige Buche, die ernste, düstere Tanne, der Wind darin, und Sonne und blauer Himmel darüber, und dieser rauschende Zusammenklang von Ton und Farbe, Duft und Atem, fremdartig hier, lustig dort, das Antlitz der Erde mitformend in Gemeinschaft mit den Siedelungen, ob es sich nun um Weiler oder Dörfer, Flecken oder Städtchen und Städte handelt. Und damit sind wir dort angelangt, wo die Kultur beginnt.

* * *

Die Kultur ist eine Frucht des Menschen und das Mittelland gilt als das eigentliche Kulturland, weil sich in ihm die Mehrzahl der Menschen darum bemüht hat. Zwei Rassen, Alemannen und Burgunder, zwei Hauptsprachen und dazu eine Unmenge Mundarten sprechend, ergehen sich darin. Dem Erdboden wird nicht nur in natürlicher Weise abgerungen, was er hergeben kann, sondern seine Ertragsfähigkeit wird noch durch künstliche Mittel gesteigert. Daraus macht der Bauer nicht bloss eine Arbeitsgelegenheit, sondern diese wird zum Glück seines Daseins. Ueber den Feldern und Aeckern, den Hofstätten und Gärten riecht es nicht bloss nach Mühseligkeit sondern es wispert auch von Traumseligkeit, genügsam in der eigenen beschaulichen Schönheit.



Im Laufental.

Nr. 4371 B. R. B. 3. 10. 1939.

Fusspfade klettern die Hänge empor, Wege und Strassen und Eisenbahnschienen durchheilen das Land und die Kurslinien der Luftfahrzeuge werfen ihre hastigen Schatten hinab. Der Verkehr, von der Strasse einst auf die Schiene geflüchtet, flüchtet sich trotz schwarzer und weisser Kohle auf die Strasse zurück und in die Luft; oben braucht es keine Brücken und Tunnels mehr, oben herrscht die Freiheit des Schicksals... Handel und Industrie stellen Kontore und Fabriken hin, verlangen flinke und geschickte Hände, helle, rechnende Köpfe, das Gewerbe webt seinen vielgestaltigen Zettel hinein, Läden reihen sich an Läden, Wirtschaften an Wirtschaften, Gasthäuser und Hotels füllen mit den Banken und Spitälern, den Kirchen den Zeughäusern und Schulhäusern den Rest. Alte Schlösser reden von der Vergangenheit, die Rathäuser vorab. Das werktätige Leben im Mittelland, diene es nun der Geistesspekulation oder der sichtbaren Tat, hat heute eine Form und ein Tempo, eine Vielseitigkeit und Kompliziertheit erreicht, die, abgestuft nach dem Volksschlag und der menschlichen Intelligenz, im Schönen und Unschönen unverfälschte Züge der Neuzeit und des Fortschrittes tragen.

Das Volk, das im Mittelland heimisch ist, ist kein einheitliches, uniformes Wesen, sondern ein sehr lebhaftes Gemisch von vielerlei Völklein. G. Kellers Preislied von der Mannigfaltigkeit in der Einheit, von der Kurzweiligkeit, dass es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer gibt, besteht Gott sei Dank noch heute zu Recht. Schon mit der Sprache beginnt's: Deutsch und Welsch, dazu eine Menge Patois, eine Menge Mundarten. Die Zungen laufen jenseits der Saane und des Bielersees anders als diesseits. Welch ein babylonisches Gemisch, zu dessen Verständnis aber jeder Mittelländer den Schlüssel im Herzen trägt!

Wie die Sprache verschieden, so vielgestaltig der Schnitt der Gesichter, der Bau des Körpers, das Tempo der Lebensweise, Gang und Gebärde. Alles zusammen ergibt den Charakter, geformt von der Vergangenheit und der Gegenwart. Die schweizerische Geschichte ist nicht bloss blutig mit dem Erdboden, sondern auch mit dem Menschenschlag umgesprungen, hat Stadt und Land geformt und bis auf unsere Tage einen stillen Gegensatz geschaffen, der, in der Eigenart begründet, so notwendig ist wie das Mosaik der Solothurner und Berner, Neuenburger und Zürcher, Freiburger und Waadtländer, Aargauer und Genfer, Thurgauer und Luzerner: Wie viele Farben, welch unterschiedlicher Tonfall in der Sprache, welche Spielarten der Sitten und Gebräuche, des Temperaments und der Arbeit. Hier ersetzt die flinke Zungenfertigkeit das schwere Grübeln, dort entschädigt ein kurzes Wort, ein treuer Blick und Händedruck ein rednerisches Feuerwerk von Geist und Laune.

Eine Kerngestalt wie Gotthelf symbolisiert ein ganzes Volk zwiefach, einmal als Person und Mensch, dem eigenen Schlage mit Haut und Haar, Blut und Knochen und Geist verpflichtet, und dann in seinem dichterischen Lebenswerk, das sich und seine Umwelt und Mitmenschen für immer festhält. Das ist ein Berner Typ, aber es gibt noch viele andere. Es wäre der stiernackige, schwer trotzige Ferdinand Hodler zu nennen, der gemüthvolle Albert Anker, der Bienenfleiss des Sammlers Emanuel Friedli, die alte



Nr. 4371 B. R. B. 3. 10. 1939.

Im bernischen Seeland.

Pracht des Rudolf von Tavel, der Bärengestalt des Otto von Greyerz, die Oppositionslust eines Ulrich Dürrenmatt.

Das alles ist so gut Berner Volk, wenn es nebenbei oder gar in der Hauptsache auch Kultur ist, wie das Berner Münster zum und dem Volk gehört, dessen rassiges Alter so unverblümt begeistert wie der Kopf eines Emmentaler Bauern. Ein Philippe Godet in Neuenburg, ein Oberst Secretan in Lausanne, ein Lachenal in Genf, ein Escher in Zürich, ein Python in Freiburg, ein Augustin Keller im Aargau, ein G. Keller und C. F. Meyer im Zürcherland sind Gesichter, aus deren Faltung und Augen der unverfälschte Volkscharakter zutage tritt. Nachkommen einfacher Vorläufer, patrizischer Abstammung, gelehrten Herkommens, aus Handelshäusern hervorgegangen, von der Scholle und aus der Stadt her ist hier ein Volk zu Stadt und Land an der Arbeit gewesen und ist es noch heute, das im Schweisse seines Angesichts und in Nöten des Handels und Handelns, der Wirtschaft und der Geistesqual sein saures Brot verdiente und weiter verdient.

Es liessen sich in geschichtlicher und religiöser Hinsicht manche völkerpsychologisch feinen Fäden besonders zwischen Zürich (Waldmann, Zwingli und Lavater) und Bern (Bubenbergs, Niklaus Manuel) ziehen und weiter, beispielsweise nach Lausanne und Genf, spinnen, zu Farel und Calvin hin. Es wären auch, literarhistorisch, alte Berühmtheiten von Zürich wie Bodmer und Breitinger, Hottinger und Gessner, Füssli und Pestalozzi auf ihre geistesgeschichtlichen Formeln zu bringen und sie in Vergleich zu setzen in Bern etwa mit Haller, einem Bonstetten oder einem Fellenberg. Aber man darf nicht Früchte vergleichen, die nicht am selben Baume gewachsen sind, will man zu nicht schiefen Urteilen oder gar krummen Verallgemeinerungen gelangen. Freuen wir uns doch restlos, dass so ein kleiner Landstrich derart viele Berühmtheiten hervorgebracht hat, auch wenn sie zu Lebzeiten das Heu nicht immer auf derselben Bühne hatten. Sind die Lebenden etwa besser?

Das grosse Unglück des Weltkrieges oder Wetterkatastrophen und sonstige Unglücksfälle haben tausendmal bewiesen, wie dieses buntscheckige Völklein aneinander hängt und das Land gern hat. Der Kantönligeist erweist sich da als Firniss, der wahre Untergrund ist das Mitgefühl und Mitgefühl ist Herzensgüte und Liebe.

* * *

Und so wären wir denn wieder dort angelangt, von wo wir ausgegangen sind, bei der Liebe. Aber habe ich nicht gesagt, Liebe sei ein Vorurteil und Vorurteil trübe den Blick? Jawohl. Es machte mir Mühe, gegen diese Liebe anzukämpfen und einigermassen mit Nüchternheit zu schildern, was der Verstand als besondere Merkmale herausklaute in der Meinung, so sei dieses Volk, so seine Kultur, so sein Land.

Kürzlich las ich irgendwo, Reiseschilderungen seien ein Unfug, weil sie Erklärungen geben statt blühendes Leben. Vielleicht sündigen auch diese Zeilen gegen den heiligen Geist des Landes und gegen die Augenlust, es zu sehen, statt zu erläutern. Der Glanz der Lebendigkeit kann nie durch das

Wort völlig ersetzt werden. Darum fehlt die Sonne, die jetzt unser Mittel-land durchflutet, es fehlt der blühende Duft, der über die Felder weht, es fehlt der Vielklang der Baumkronen, das Wiesengrün und die Aeckerbunt-heit, es fehlt weiter der grüne und blaue, silberne und blaue Wellenschlag der Flüsse, Seen und Bäche, es fehlen die Stimmen der Menschen und Vögel und anderer Tiere, es fehlt das Donnern der Eisenbahnzüge, das Rattern der Motorräder, der Trott der Kühe und Pferde, das Flitzen der Fahrräder und das Sausen der Propeller, die Flüche der Fussgänger und die Blitze der Automobile. Es fehlt, wenn ich genau nachdenke, die Ueberredungskunst des menschlichen Wegweisers. Nimm den Wanderstecken und tu die Augen auf, dann siehst du das lebendige Leben selbst; es lächelt die Aue, sie lädt dich ein, das Paradies der Sommerseligkeit ist weit aufgetan!



Bilder aus dem Volksleben.

Von Franz von Sonnenfeld.

1821 — 1888

Der Fleuet.

(Schluss).

Nachdem ein weisses Tischtuch über den grünen Boden gebreitet, Messer und Löffel aus dem Korbe verteilt waren, stellte die Magd einen schweren grossen Napf Mehlsuppe, so gross wie ein Taufstein, auf das Tuch. Demselben folgte ein Laib Brot, nicht kleiner als ein mittelmässiger Schleifstein. Der Laib wurde sofort entzwei geschnitten und jeder Mähder mit einem erklecklichen Bissen Brot versehen. Alle ergriffen nun die Löffel, um den See dieser Glieder stärkenden Mehlsuppe auszuschöpfen. Unsere fünf bekannten Mähder hantierten bereits rechtschaffen und ohne in ihrem Wetteifer zu erkalten, um den Napf herum, während es einem fast vorkommen wollte, als spiele der Königsberger bei diesem ländlichen Frühstück den Schüchternen.

«He, Vormähder, zugegriffen! Es gehört sich, dass du auch beim Essen der Erste und Wackerste bist, nicht nur beim Schaffen», ermutigte Regina.

«Sei ohne Sorge für mich, ich komm nicht zu kurz», erwiderte der Königsberger gelassen.

Wie die Suppe ausgeschöpft war, wurde aus einem mächtigen Weinkrüge eingeschenkt. Regina reichte das erste Glas dem Königsberger, der dasselbe ohne viele Komplimente leerte. Auch das folgende zweite reichte ihm Regina, denn dem Vormähder gebühre wie billig und recht eine Auszeichnung, wenn er gleich so schimpfliche Lieder singe.

«Ist es denn nicht wahr, was im Lied steht?» fragte der Königsberger und griff — ländlich sittlich! — nach den Füßen der im Grase sitzenden Tochter Reiningers.